

Mario Schlembach

Nebel

Roman

OTTO MÜLLER VERLAG

Wir streifen uns Einweghandschuhe über und setzen die Tote auf. Ich halte sie, während der Bestatter ihr das Nachthemd auszieht. Ihr wundgelegener, weißer Leib zeigt sich, auf dem blaugraue Venen und Blutergüsse ein Abbild ihrer letzten Jahre zeichnen, in denen sie das Bett nicht mehr verlassen konnte. An meinen Fingern spüre ich die Restwärme ihres Körpers – kaum mehr Fleisch, nur noch Haut und Knochen. Ihre Gelenke bewegen sich leicht und geben bei jedem Ruck nach. Die Totenstarre wird erst in einigen Stunden eintreten. In manchen Momenten, wenn ich ihr Gesicht im Augenwinkel sehe, denke ich, dass sie noch lebt und nur kurz ihre Augen geschlossen hat.

Der Bestatter nimmt die weiße Bluse und streift sie ihr Arm für Arm über. Ich gebe etwas nach und lege die Tote wieder zurück. Gemeinsam ziehen wir ihr die braune Strumpfhose und den blauen Rock an. Als Letztes lassen wir sie in die ebenfalls blaue Weste hineinschlüpfen. In der Brusttasche steckt ein gelbes Tuch, das mir zunächst nicht aufgefallen ist.

Um Platz für die Truhe zu schaffen, schieben wir das Krankenbett etwas zur Seite. Ich nehme die Frau an den Knöcheln, der Bestatter packt sie unter den Achseln, und mit einem Ruck heben wir sie in den Sarg. Es ist ein Modell ohne Innenleben. Erst die hochpreisigen Truhen sind mit einem Bezug aus Samt oder anderen Materialien ausgestattet. Um der Kargheit etwas gegenzusteuern, hat sie der Bestatter mit einer gemusterten Tapete verziert.

Wir rücken die Leiche gerade. Ihr Kopf wird auf einem Polster, der aus den zusammengetackerten Resten der Tapete besteht und mit alten Zeitungen ausgestopft ist, platziert. Mit einer leicht verwesbaren Decke aus Baumwolle, worauf sich ein zartes Dekor befindet, decken wir sie bis über den Bauchnabel zu, bringen ihre Hände in eine andächtige Stellung und legen ein kleines Kruzifix dazwischen.

Der Bestatter kontrolliert noch einmal den Anblick und bittet danach den Sohn zu uns, damit er Abschied nehmen kann.

Zu dritt stehen wir um den Sarg und blicken zur Verstorbenen. Wir bilden ein Dreieck um die Truhe. Der Bestatter bietet an, dass wir ein gemeinsames *Vater Unser* beten, und der Sohn stimmt zu. Ich bewege meine Lippen, auch wenn ich die Worte nicht mitspreche.

Nachdem wir den Sarg in der Kühlkammer des hiesigen Ortsfriedhofs abgeliefert haben, bringt mich der Bestatter zurück zum Haus. Er holt etwas Geld aus seiner Brieftasche und drückt es mir gemeinsam mit einem Zettel, auf dem ein Termin für den nächsten Tag notiert steht, in die Hand.

„Morgen Nachmittag haben wir ein Begräbnis in der Stadt. Wir bräuchten noch einen Träger.“

Ich nicke und steige aus dem Leichenwagen.

Noch immer spüre ich die Wärme der Frau an meinen Fingern.

Nachmittag.

Heißhunger überkommt mich. Wann habe ich das letzte Mal etwas Warmes gegessen? Ich durchsuche die Küche und finde nur ein paar alte Dosen Bohnen und Linsen. Der kleine Laden hat geschlossen, aber irgendein Heuriger wird schon offen haben. Es gibt

genügend davon in diesem Dorf, und ich mache mich auf die Suche.

„Ausg’steckt is: *Heuriger am hohen Weg*“, lese ich auf einer Tafel entlang der Hauptstraße. Ich kenne ihn gut, wie fast alle Heurigen hier. In den Hinterhöfen und auf den Wiesen haben wir Kinder den Großteil unserer Abende verbracht, während die Erwachsenen bis spät in die Nacht zusammengesessen sind.

Wir laufen durch die Weinberge, spielen einmal Verstecken und ein anderes Mal Fangen, rollen die Wiesen zwischen den Weinstöcken hinab oder liegen einfach nur da und erzählen uns unheimliche Geschichten. Meine Ausführungen sind immer beliebt, denn sie handeln stets von Knochen und Toten, ohne dabei von übernatürlichen Wesen oder Geistern sprechen zu müssen.

Der Heurige liegt inmitten der Weingärten, hundert Meter Luftlinie vom Friedhof entfernt und etwa auf gleicher Höhe. Um ihn zu umgehen, mache ich einen weiten Bogen und komme von der anderen Seite.

Es ist früh. Ich bin der erste Gast. Mein Hunger ist so groß, dass ich eine Stelze bestelle, die aber einige Zeit dauern wird, wie ich gesagt bekomme. Der Ofen muss erst angeheizt werden.

Langsam füllt sich der Gastgarten, während ich auf mein Essen warte. Ich trinke einen gespritzten Weißwein, um meinen Durst zu löschen. Der Kopf ist noch schwer von der gestrigen Nacht. Der erste Schluck auf den leeren Magen reicht, um mich wieder in eine leichte Trance zu versetzen, dieses trügerische Gefühl von Leichtigkeit bei gleichzeitiger Schwermut.

Eine ältere Frau bedient mich. Es ist die Besitzerin, die noch auf ihre jungen Kellnerinnen wartet. Ich kenne sie von früher, etwas agiler, etwas beweglicher in meiner Erinnerung, aber mit demselben Ton in der Stimme und bestimmten Redewendungen für jede Situation.

Seit ich gekommen bin, löchert sie mich mit Fragen. Sie setzt sich immer wieder zu mir, redet und redet, und erst wenn sie länger nichts gesagt hat, erahne ich, dass eine Frage zu Ende sein könnte. So sehr ich es auch versuche, über banale Sätze zu meinem Werdegang und meinem Wohlbefinden komme ich nicht hinaus. Der Tod meines Vaters gibt mir – in meinem abweisend wirkenden Verhalten – einen gewissen Schutz. Meine kargen Antworten sind ihr natürlich nicht genug. Je mehr ich schweige, desto ausführlicher werden ihre Anekdoten aus meiner Kindheit. Dinge, an die ich mich nicht erinnere, und Dinge, die gar nicht von mir handeln können, sondern von irgendwelchen anderen Kindern stammen müssen. Sie könnte mit ihren Geschichten jeden beliebigen Jungen im Dorf meinen. Nur einmal horche ich gebannt auf, als sie kurz innehält, seufzt und danach mit einer gewissen Bitternis in ihrer Stimme sagt:

„Du bist deiner Mutter wie aus dem Gesicht geschnitten.“

Es ist das erste Mal, dass mir jemand ein Detail von ihr erzählt. Vielleicht nur eine nichtssagende Floskel aus dem Mund einer alten Frau, aber es ist einer der wenigen Hinweise auf meine Mutter überhaupt. Mein Vater hat mir nichts von ihr erzählt und ich habe nie nachgefragt. Sie hat mich hier zurückgelassen, das ist alles, was ich weiß.

*Meine Geburtstage feiere ich nicht.*

In dem Moment, in dem die Besitzerin des Heurigen wieder zu sprechen beginnen

möchte, kommen ihre jungen Helferinnen. Sie hebt ihren massigen Körper von der Bank und geht zu ihnen. Ich bin froh, wieder allein zu sein, und widme mich erneut meinem Spritzer. Beim Ansetzen des Glases an meinen Mund sehe ich im Augenwinkel die Silhouette einer Kellnerin: ihr langes, hellbraunes Haar und diese bekannten Gesichtszüge aus der Ferne.

*Kann es sein?*

Die Gesichter, die ich bisher gesehen habe, haben nichts in mir ausgelöst und so konnte ich sie ohne Probleme ignorieren. Aber bei ihr ist es etwas anderes.

Bevor ich die junge Frau ganz sehen kann, verschwindet sie in der Küche, zieht sich um und kommt erst nach langer Zeit wieder zurück. Ihre Haare sind hochgesteckt, so dass ich jetzt ihren Nacken sehen kann. Bei der anderen Kellnerin bestelle ich ein weiteres Glas.

Der Heurige ist voll. Meine Stelze kommt und ich verliere mich im Delirium des Hungers, das sich beim Essen bis ins Unerträgliche steigert, als hätte ich seit Jahren nicht solch einen Appetit empfunden. Das Fleisch ist so zart, dass es bei der kleinsten Berührung vom Knochen fällt. Ich tunke es in den Senf, in den frischgeriebenen Kren, der mir Tränen in die Augen treibt. Löse die Fettschicht von der Haut, schmiere sie mir aufs Brot und streue die süßlich schmeckende Kruste darüber. Jede Faser des Fleisches verzehre ich.

Ich nehme einen Schluck vom Spritzer und sehe in die Ferne. Mein Blick wandert über die Weinreben hinweg, das Tal hinunter zu den wiehernden Pferden und hinauf zur Kirche.

*Vater liegt dort.*

Mein Herz bleibt stehen. Ein, zwei, drei Sekunden vielleicht, aber um wie viel länger für mein Gefühl.

*Der Blick verschwimmt.*

Unterdessen ich einen großen Biss von der Stelze nehme und mein Mund voll ist, steht die junge Frau plötzlich vor mir.

*Sie!*

Sie lächelt mich an, aber ich kann kein Wort sagen. Bevor ich runtergeschluckt habe, ist sie wieder weg.

*Bilde ich mir das alles nur ein?*

Neben mich haben sich Menschen gesetzt. Sie führen eine rege Unterhaltung, der ich mich leicht entziehen kann. Ab und zu erhasche ich Gesprächsbrocken, aber sie stoppen meine Gedankenachterbahn nicht. Ein wohlgenährter Mann sagt, als er gerade ein Stück vom Schmalzbrot verschlingt:

„Jetzt sterben die Leute wie die Fliegen.“

Die Frau neben ihm stößt ihn in die Rippen und deutet auf mich. Er setzt zu einer Entschuldigung an oder was auch immer, aber ich lache und mache eine abwehrende Geste.

*Wo ist sie?*

Die Zeit vergeht schleppend und mit der ständigen Suche nach ihr. Ich trinke und warte bis zum letzten Schluck, um ihr zu winken, einen Grund zu haben, sie anzusprechen, aber sie kommt nicht mehr, ist irgendwohin verschwunden, als der große Ansturm der Gäste vorbei gewesen ist.

Ich bezahle und könnte die Besitzerin fragen, wer dieses wunderbare Wesen ist, aber mir

ist jegliche Lust vergangen. Die Müdigkeit ist zu groß für lebensentscheidende Neuigkeiten, die vielleicht gar keine sind.

*Jetzt kann sie noch alles für mich sein.*

Ich gehe.

*Nein, nicht vorbei am Friedhof!*

Wieder der Umweg.

Unter einer leerstehenden Laube entlang der Kellergasse mache ich halt. Ich lege mich ins Gras und blicke durch die herabhängenden Weinreben in den Himmel. Die junge Frau beugt sich über mich und bedeckt mein ganzes Sichtfeld.

„Ich dachte, du wärst ein Traum.“

Sie lacht.

„Haben Träume geschwollene Füße?“

Neben mir nimmt sie Platz und lehnt sich auf die Seite.

„Kannst du dich erinnern?“, fragt sie mit zarter Stimme.

Ein leuchtender Ring hat sich durch das einfallende Licht um ihre Iris gelegt.

„Die schönen Dinge, ja!“, sage ich etwas zögerlich und versuche, souverän zu wirken, um meinen völligen Filmriss von gestern Abend, dieses schwarze Loch, in das ich unter dem Apfelbaum gefallen bin und das mich neben ihr erwachen ließ, nicht zur Schau zu stellen.

„Ich glaube dir kein Wort!“

Vorbei ist es mit meiner Souveränität. Vorbei mit dieser Abgeklärtheit, die ich nie hatte. Nichts ist mir in Erinnerung, als das Erwachen neben ihr und dieses unbändige Gefühl einer Verbundenheit. Jedes Detail ihres Rückens, ihres Nackens und ihres Duftes könnte ich aufzählen, aber weiß doch nichts über sie.

Irgendetwas muss ich jetzt sagen, aber mir kommen nur schwülstige Worte, leere Phrasen und Plattitüden in den Sinn. Sie hören sich schon in der Gedankenformulierung wie billige Sprüche an, wie klingen sie dann erst in der Aussprache?

*Irgendetwas, irgendwas sagen, jetzt!*

„Du hast dich nicht verändert“, unterbricht sie nach kurzer Zeit meine rasenden Gedanken, als hätte sie alle gehört.

Sie legt ihre Hand an meine Wange und lächelt gütig, während sie meine Züge genau mustert. Langsam streicht sie über mein Gesicht, meine Augen und springt unvermittelt auf.

„Sehen wir uns wieder?“, rufe ich ihr zu, diesen einzigen Satz, den ich noch irgendwie aus meinem Mund zwängen kann.

„Nicht, wenn ich es verhindern kann!“

Sie läuft zurück zum Heurigen. Ihr hellbraunes Haar im Wind und im Licht der letzten Sonnenstrahlen leuchtet wie reines Gold zwischen den grünenden Weinreben.

*Wer ist sie?*

Ich bleibe noch etwas im Gras liegen und sehe dem Sonnenuntergang zu. Es ist eine helle Nacht im aufgehenden Vollmond.

Im schwachen Schein der Straßenlaternen gehe ich zurück zum Haus und summe dabei vor mich hin. Eine seltsame Freude überkommt mich.

Ich kann an Schlaf nicht einmal denken, und beginne wie wild den ersten Raum in der unteren Etage zu säubern. Das unnötige Zeug werfe ich in den Garten hinaus und kehre zusammen, bis nur noch eine Wolke aus Staub bleibt.

In der Schublade einer Kommode, die im letzten Eck steht, finde ich das vergilbte Foto einer jungen Frau, die ich nicht kenne.

„K.“, lese ich auf der Rückseite.

Ich gehe nach oben.

Das Zimmer, das Bett, alles hier duftet noch immer nach ihr.

Das Porträt der Frau lege ich auf meine Brust und schlafe mit ihrem Bild ein.

*Sie ist wunderschön.*

Mit den ersten Sonnenstrahlen wache ich auf und gehe in anhaltender Hochstimmung in das untere Geschoss. Der Staub hat sich gelegt. Alles wirkt freundlicher. Ich finde endlich die richtigen Schalter und Hebel, um den Strom und das Wasser in Gang zu setzen. Nach längerer Zeit dusche ich mich wieder gründlich und fühle mich wie neu belebt.

Es bleibt mir der ganze Vormittag, bevor ich den Bus nehmen muss, um rechtzeitig in der Stadt zu sein. Beim kleinen Laden besorge ich das Nötigste für die nächsten Tage. Die Verkäuferin erkennt mich wieder und weiß jetzt, welcher Familie sie mich zuordnen kann.

Jedes Mal, wenn ich für meinen Vater und mich eine Jause nach dem Graben geholt habe, hat sie mir ein rotes Gummibonbon gegeben. Der süßliche Geschmack und die klebrige Konsistenz, wenn es langsam auf der Zunge zergeht, kommen mir auf einmal in den Sinn. Die Bonbons stehen noch immer neben der Kassa und ich sehe sie scheinbar so sehnsuchtsvoll an, dass die alte Dame mir eines anbietet.

*Ich lehne ab.*

Ohne einmal hochzublicken, rechnet sie die Waren zusammen.

„Bleibst du also doch etwas länger? Wir haben uns schon gewundert!“

Da ist es wieder, dieses *Wir* in einem Satz, das ich nur aus dem Dorf kenne und schon als Kind nicht verstanden habe. Wer sind *Wir*? Ich frage nicht nach. Es ist sinnlos.

Plötzlich beginnt die Verkäuferin zu lächeln, als würde sie sich an etwas erinnern.

„Deine Großmutter war so eine tüchtige Frau. Fast alleine hat sie sich um eure Landwirtschaft gekümmert, während dein Großvater ... und sie ist immer hilfsbereit gewesen, wenn wir sie gebraucht haben. Leider ist sie ja auch viel zu früh ...“

Irgendetwas hindert sie daran, ihre Sätze fertig zu sprechen.

*Sie schluckt.*

„Und wie schön sie auf der Zither spielen konnte!“

Ich lächle, um ihr ein Gefühl von Zustimmung zu vermitteln, aber ich weiß kaum etwas über meine Großmutter. Sie ist gestorben, als ich drei Jahre alt war. Nicht einmal eine Fotografie kenne ich von ihr, und das Spiel ihrer Zither habe ich nie gehört. Das Einzige, was ich mit ihr verbinde, ist der Geruch von Heu. Rieche ich irgendwo getrocknetes Gras, dann sehe ich mich als kleines Kind auf einem Anhänger in einem riesigen Berg davon